

## Heinz Bude: Bildungspanik. Was unsere Gesellschaft spaltet.

*Sibylle Reinhardt*



Sibylle Reinhardt

Die Rezensentin beobachtet in ihrem Stadtteil, dass Eltern eine Privatschule gründen und betreiben und ihr Leben diesem Werk widmen (in einer ohnehin bildungsbewussten Stadt) und kaum mehr umziehen könnten. Und sie beobachtet in ihrer Verwandtschaft, dass eine Mutter mit hervorragender deutscher und angelsächsischer Universitätsausbildung (auch dank ihres Abiturs am Gymnasium ihres Wohnortes) ihre Kinder an eine internationale Schule schickt. Die Rezensentin denkt dabei an Zeit- und Geldverschwendung und fragt sich: Was ist hier los?

Auf dem Weg zu einer Antwort ist Heinz Bude: „Wenn man mitbekommt, dass Kinder aus dem Bekanntenkreis auf eine Privatschule geschickt werden, gerät man ganz unabhängig, wie zufrieden man mit der Schule seiner Kinder ist, ins Grübeln.“ (98) Ins Grübeln gerieten auch viele Bürger und Soziologen, als 2011 in Hamburg eine Schulreform mit großem politischem Rückhalt, nämlich die Zweigliederung aus integrativen Stadtteilschulen mit darauf gesetzten Gymnasien, mit einem Volksentscheid gekippt wurde. Die Gegner waren keineswegs nur Oberschicht-Angehörige (die hätten nicht die nötige Zahl geliefert), sondern auch die „neue Mitte“ (S. 20).

Dem Soziologen Bude geht es um die Erklärung sozialen Handelns, und seine Antwort lautet: Die Bildungsexpansion hat viele besser Gebildete hervorgebracht, die um ihre Kinder und deren Bildung und damit auch deren Status fürchten, wenn das Schulsystem unklar wird und nicht mehr zweifellos im Dienste der Lernbedürfnisse ihrer Kinder verfährt. Die häufig ersten Akademiker in der Familie erinnern sich an die Arbeit, die ihre Bildung verlangte, und da Arbeit auch Mühsal ist, geraten sie in Panik bei der Vorstellung, integrierende und inkludierende Prozesse könnten die Konzentration ihrer Kinder auf das Lernen gefährden.

Die These von der Bildungs-panik wird aus der Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik entwickelt und durchaus plausibel gemacht. Von den Kriegsfolgen waren alle betroffen, was die Gleichheit der Staatsbürgerschaft in die Richtung der sozialen Bürgerschaft (Marshall) vorantrieb. „Die soziale Bür-



gerschaft sollte dem Bürger, der keinen Besitz und kein Eigentum im Rücken hat, die Angst nehmen, ins Nichts zu fallen (...).“ (S. 119) Dafür war Bildung zentral, weil sie die Person kognitiv, sozial und affektiv mobilisiert und „die Grundlage einer jeden Politik der Lebenschancen darstellt“ (S. 121) (Meine Mutter sagte mir damals immer wieder: „Kind, man kann dir alles nehmen, aber nicht, was du im Kopf hast.“ Wir waren Vertriebene und lebten etwas elendiglich auf dem Land.)

Das Konstrukt „katholisches Arbeitermädchen vom Lande“ fasste die sozialen Dimensionen der Bildungsbenachteiligung in den Diskussionen der 60er- und 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts zusammen. Heute sind die Dimensionen von Geschlecht, Region und Religion bedeutungslos (beim Geschlecht hat sich die Situation eher verkehrt) – die Bildungsexpansion war ein Riesenerfolg! Aber dieser Erfolg erzeugte teils selbst Folgeprobleme, teils ergaben sich aus dem Wandel der Gesellschaft neue Probleme:

a) Die Inflation der Zertifikate: Zwar ist Bildung der Schlüssel für den Zugang zu Konkurrenzen um Berufe und Privilegien (S. 122) und die Zunahme an Bildung öffnete diesen Weg für relativ viele, aber der allgemeine Vorteilsgewinn schmälerte den individuellen Gewinn. Der Bildungstitel ist inzwischen notwendig, aber nicht mehr hinreichend für eine relativ privilegierte Position in dieser Gesellschaft. Die Eltern in der Mitte dieser Gesellschaft, die nicht sicher sein können, dass ihre Kinder den Status der Familie mindestens werden halten können, verstricken sich in Positionskämpfe: muss es nicht doch der England-Aufenthalt und die Musikschule und das bi-linguale Gymnasium oder die Spezialschule x,y und die dritte Fremdsprache Chinesisch und, und, und sein? „Es ist nicht der Neid, der die Menschen martert, sondern einfach nur die soziale Angst, nicht mithalten zu können, den Anschluss zu verlieren und am Ende als die Dummen dazustehen. Und das auf Kosten der eigenen Kinder.“ (S. 98) Lehre Nr. 1 aus diesen und anderen Beobachtungen (z.B. zu Japan) ist für Bude, dass soziale Ungleichheit bei der Organisation von Bildung immer durchschlägt, weil die Menschen Mittel und Wege finden, die Konkurrenz um Status auch über Bildung auszufechten. Dahinter steht die Lehre Nr. 2: Die Eltern wollen für ihre Kinder zumindest die Position sichern, die sie selbst erreicht haben (S. 31f.) – eine Behauptung, die durch bildungssoziologische Untersuchungen gestützt wird und die das Andauern der Bildungsexpansion mit erklärt.

b) Die soziale Herkunft bleibt wichtig. Die Dimension Klasse/Schicht/Milieu hat ihren Einfluss auf die Bildungshöhe, anders als Geschlecht, Region und Konfession, nicht verloren. Viele Daten bestätigen den Zusammenhang von sozialer Herkunft und Bildungswillen bzw. Bildungsvermögen. Die neue Konstruktion der benachteiligenden Dimensionen lautet: „Unterschichtjungen mit Migrationshintergrund aus den Ballungszentren“ (S. 50). Bildungsgerechtigkeit im Sinne des gleichmäßigen Bildungserfolgs für alle Schichten wurde nicht erreicht, nicht einmal dann, wenn vergleichbare Leistungen vorliegen. Auch dies ist vielfältig belegt. „Jedenfalls macht es einen Klassenunterschied, ob man die Kinder sich selbst überlässt oder gar als Quelle von Transfereinkommen nutzt oder ob man in die Kinder im Dienste ihrer Zukunft investiert.“

(S. 72) Lehre Nr. 3 ist also die Einsicht, dass der Wille, die Kinder mit Bildung auszustatten, mit der sozialen Lage der Eltern korreliert. (S. 34)

c) Eine (neue) Problemgruppe macht Angst. Eine Gruppe vornehmlich von Jungen betont Körperlichkeit und sucht Gelegenheiten zur Selbstdarstellung und zum Erfolg nach ihrem Verständnis. Der Markt des kleinen Handels oder des großen Geldes ist attraktiver als die Schule, die Träume gehen auf Erfolg ohne schulische Leistung (S. 86-92, 126). Diese Gruppe stammt nicht aus der Mittel- oder Oberschicht, sie hat eher einen Migrationshintergrund und lebt häufiger in Großstädten. (Natürlich gab es auch zu meiner Schulzeit den Typ des körperbetonten, bildungsunwilligen Jungen, aber damals konnte gesagt werden: „Wenn er Mucki hat (und die hatte er meist), dann geht er in den Pütt.“ Dieser Pütt (Bergwerk) – sofern noch vorhanden - bietet heutzutage hoch technisierte Arbeitsplätze, die ein gehöriges Maß an Theoriefähigkeit verlangen).

d) Der Begriff von Bildung wird vernützlich. Der traditionelle deutsche Bildungsbegriff meinte mehr als Ausbildung, Erziehung und Lernen, also ein eher funktional auf Beruf und Gesellschaft bezogenes Verständnis, er meinte die (Selbst-)Bildung der Person für Lebens-, Berufs- und Kulturfähigkeit (S. 65). Dabei geht es um die Stärkung der Person durch die Auseinandersetzung mit der schwierigen Wirklichkeit und erst in zweiter Linie um Auslese und Berechtigungen. Damit verträgt sich durchaus ein Hang zur Innerlichkeit, zum Bildungsstolz, ja sogar zum Tiefsinn. (Die Rezensentin merkt nur nebenher an, dass sie Budes Erläuterungen zur elitären Reformpädagogik nicht recht verstanden hat: ist das zustimmend oder ironisch oder sonstwie kritisch gemeint?) Was ist davon geblieben? (S. 61) Die Prominenz von internationalen Leistungsvergleichen betont den Konkurrenzcharakter von Bildung. Die Umstellung von Leistung auf Erfolg (so lese ich Bude) bedeutet eine Ent-Subjektivierung und Ver-Objektivierung. (Meine Eltern sagten 1961: „Studier’ was du willst, wir haben trotzdem Butter auf dem Brot.“ Und Soziologie galt damals als fast noch brotloser als Kunstgeschichte. Diese Offenheit für meine Bildungsbedürfnisse war vielleicht allerdings geknüpft an mein Geschlecht, denn als Frau war ich damals ohnehin aus dem Wettbewerb für wirkliche Karrieren ausgeschlossen.) Heute zähle weniger das subjektive Vermögen und Bemühen um tragfähige Tugenden, sondern primär der messbare und tatsächliche Erfolg auf dem Markt, im Test, in der Prüfung. An die Stelle des in-put sei der out-put als Kriterium der Bewertung getreten (vgl. Neckel 2012). Hier hätte der Autor auch auf die Kontroverse um „Kompetenzen“ zu sprechen kommen können, aber damit hätte sich ein neues großes Thema aufgetan.

Diese Prozesse der Inflationierung von Bildung, der Orientierung des Sinns von Bildung am Erfolg in der Status-Konkurrenz, die andauernde Bedeutung der Herkunft für die Nähe zur Bildung und die Existenz einer Problemgruppe im Bildungsgeschehen machen Angst! Besonders die Aufsteiger (die gerade Aufgestiegenen und die noch Hoffenden) fürchten, dass die Wege zur erfolgreichen Bildung gefährdet werden. Integrative Bildungspolitik macht das Lernen für ihre Kinder schwerer, weil sie dabei auf Unwillige und Unfähige tref-

fen könnten, deren Interesse durch diese Bildungspolitik eher berücksichtigt wird als die ihrer Kinder (S. 23). Ihnen geht es um die schulische Kultur der Bildung, die nicht gefährdet werden darf. (In meiner Verwandtschaft gibt es eine neuerdings angelagerte Gruppe, in der ein 11jähriges Mädchen die erste Schülerin im Gymnasium ist. Die Berichte um ihre Schulkarriere zentrieren um „Gymnasium“ – den Tonfall gälte es in qualitativer Forschung zu explizieren – und um Noten – lauter 2er. Zwei Kürzel sagen alles Wichtige, dass sie es nämlich womöglich schafft. Man stelle sich vor, es ginge um eine Gesamtschule und um Wortgutachten: wie sollten sich da Stolz und Hoffnung knapp und klar materialisieren?)

Die zentrale These von Bude überzeugt. Die enge gesellschaftliche Verknüpfung von Bildung und Status erzeugt in unsicheren Verhältnissen Konkurrenz und Angst. Diese Angst vor Bildungsverlust führt zur Abschottung von Milieus und zur Abwehr solcher Reformen, die womöglich anderen Milieus mehr nützen (sollen) als dem eigenen in der gefährdeten Mitte der Gesellschaft. Von hier aus ergäben sich viele Forschungsaufgaben, denn seine These ließe sich durchaus operationalisieren und empirisch prüfen.

Derweil haben sich manche Besitz- und Bildungs-Arrivierte längst aus dem Staub der Niederungen des normalen Schulwesens gemacht. Elitäre Schulen werden gesucht, u.U. wird Schulgeld als Segregationsprämie gezahlt. Jedenfalls darf kein Zweifel entstehen, dass es oberhalb der „Bildungs-panik“, die Bude als spaltenden Faktor diagnostiziert, noch eine Schicht gibt, die eigene Mittel der Distinktion nutzen kann.

Und nun kommt die Überraschung: Bude sieht Licht am Ende des Tunnels, er hat gute Nachrichten. „Die Demographie rettet alle.“ (S. 128) Der Rückgang der Zahl junger Menschen führt schon jetzt dazu, dass der Tonfall sich ändert: Es wird um Lehrlinge geworben, manche anerkannten Schulen müssen schon längst um Schülerinnen und Schüler werben. „Es ist eigentlich kein Grund zur Panik, weil offenbar Platz für alle ist.“ (S. 134) Allerdings muss die neue Situation nicht auch sofort geglaubt werden und eine neue Gelassenheit hervorbringen. Aber insgesamt mag die Chance für eine Bildung steigen, die die Person zu sich selbst, zu anderem und anderen und zum Allgemeinen öffnet und entwickelt und weniger in Panik versetzt.

Der Gedankengang ist damit von Bude schlüssig zu Ende geführt. Es fragt sich, ob alle Teile durch Empirie gestützt sind. Ich bezweifle, dass – auch wenn das der Klarheit der These geschuldet sein mag – in den neuen Mittelschichten das Motiv der Status-Panik so vorrangig die andauernde Bildungsexpansion erklärt, wie es hier erscheint. Wenn die Konkurrenz um Status in der Gesellschaft, der durch Beruf und Einkommen mit definiert wird, das bestimmende Motiv wäre, dann könnte man die Berufs- und Studienfachwahlen vieler junger Frauen nicht verstehen. Nach wie vor wählen sie kaum die MINT-Fächer (eine Ausnahme unter den Naturwissenschaften ist die Biologie) und nach wie vor zieht es sie mehrheitlich in eine kleine Gruppe frauentypischer Berufe, obwohl seit Jahren Werbe- und Überzeugungs-Kampagnen durch Arbeitgeber, Schulen und Universitäten nicht zu überhören sind.

Zwar spricht vieles für die Umstellung von Leistung auf Erfolg (Neckel 2012), von einem kooperativen auf ein wettbewerbliches Modell. Wenn in der

FAZ die Situation der hoch qualifizierten Privatdozenten in einer Reihe von Fächern mit guten Gründen als problematisch geschildert wird und die Überschrift zusammenfasst zu „Der PD muss früher aussortiert werden“ (Rieble 2012), dann ist das ein Beispiel für die Einengung von Bildung auf ihren Beitrag zur Selektion (und sprachlich voller Verachtung). Aber das beschreibt nicht alles. Die Motivationen sind vielgestaltig.

Längst wundert man sich auch in der Wirtschaft, dass manche hervorragenden jungen Leute lieber in non-profit-Firmen mit gemeinschaftlichen Zielen für weniger Geld arbeiten (vgl. Huchler/Porschen/Sauer 2012). Möglicherweise durchschauen manche Eltern auch, dass manche Schule mit ambitioniertem globalem Anspruch wegen der Homogenitäts- und Transportzwänge auch Züge einer totalen Institution zeigt, die den Jugendlichen manche möglichen Wege des Lernens versperrt (so habe ich die Diskussion zu Köhler 2011 gehört). Vielleicht entlarvt sich auch eine extrem selektive Prozedur auf dem Wege zur Partnerschaft in einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, die oberhalb der formalen Prozeduren eher informell und emotional zur Selbstreproduktion führt (Erfurt 2012), nicht nur als Leistung (z.B. von Frauen) verneinend, sondern auch als unweckmäßiger Einklang der Ressourcen in einer dynamischen und heterogenen Welt. In dem Moment, in dem eine große Firma als Einstellungskriterium „Normalität“ im Lebenslauf als Garant der Kommunikationsfähigkeit mit einer heterogenen Kunden-, Mitarbeiter- und Firmenpalette entdeckt (und nicht sozial exklusive Exzellenz), würden vielleicht sogar sehr privilegierte Familien gelassener in der Wahl von Schulen.

Diese Gelassenheit im Umgang mit der Wahl von Schulen ist auch deshalb angeraten, weil die angestrenzte Suche nach der „guten“ Schule ohnehin vergeblich ist. Warum? Schulen sind so komplexe Gebilde, dass ihre Qualität von außen (und vielleicht auch von innen) gar nicht zu ermitteln ist. Die Rezensentin war 20 Jahre lang in der Referendarausbildung an Gymnasien und anderen Schulformen tätig und gehörte demnach zu der einzigen Berufsgruppe, die wirklich in vielen Schulen rumkommt. Sie kann nur sagen: Der Ruf einer Schule hatte häufig mit der von ihr diagnostizierten Qualität gar nichts zu tun (wobei auch sie nur Ausschnitte gesehen hat). Die Erzeugung des Rufes einer Schule ist eine konstruierende Zuschreibung, die sich selbst verstärken wird, weil natürlich niemand die falsche Schule gewählt haben will. Und die Schulleitungen und die Lehrpersonen wirken dabei selbstverständlich mit. Es kommt hinzu, dass Schülerinnen und Schüler komplexe Persönlichkeiten sind, für die nicht jede Schule und jeder Lehrer gleich gut oder schlecht sind. Wenn es schief geht – und das kann passieren – ist der Wechsel vielleicht nötig und sinnvoll. Aber das heute wohl übliche Maß an Aufregung und Nervosität an den biographischen Punkten der Entscheidung hilft niemandem.

Der Blick mit den Jugendlichen auf ihre Vorlieben und Fähigkeiten ist nach wie vor der zentrale Punkt für die Wahl von Profilen und so war das schon in der Zeit der Typengymnasien (altsprachlich, neusprachlich, naturwissenschaftlich und anderes). Keine Panik – mehr Gelassenheit und Solidarität sind angesagt.

## Literatur

- Erfurt, Philine: „Je loyaler ich bin, desto eher wird man mich befördern“. Erfolgskriterien in einem deutschen Wirtschaftsprüfungsunternehmen. Vortrag. WZB 2012
- Huchler, Norbert/Porschen, Stephanie/Sauer, Stefan: Aktuelle Erfolgskultur Vertrauen. Die Wirtschaft simuliert den dritten Sektor. Vortrag. WZB 2012
- Köhler, Sina Mareen: Freunde, Feinde oder Klassenteam? Empirische Rekonstruktionen der Peerbeziehungen in 7. Klassen an einer internationalen Schule und einer Deutschen Auslandsschule. Verteidigung der Dissertation in der Philosophischen Fakultät III (Erziehungswissenschaften) der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg am 12. Juli 2011
- Neckel, Sighard: Die Pflicht zum Erfolg. Genealogie einer Handlungsorientierung. Vortrag. WZB 2012
- Rieble, Volker: Der PD muss früher aussortiert werden. in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Mittwoch, den 29. Februar 2012, S. N5
- Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung: Erfolgskulturen der Gegenwart. Tagung am 23./24. Februar 2012.